



IVY POCHODA

WONDER VALLEY

ROMAN

ARS VIVENDI

IVY POCHODA

**WONDER
VALLEY**

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Sabine Roth und Rudolf Hermstein

ars vivendi

Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
Wonder Valley bei ecco/HarperCollins Publishers.

Die Arbeit der Übersetzer an diesem Buch wurde durch ein Stipendium des
Deutschen Übersetzerfonds e. V. gefördert.

Copyright © 2017 by Ivy Pochoda

Deutsche Originalausgabe
1. Auflage April 2019
© 2019 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Druck: Bookpress
Printed in EU

ISBN 978-3-86913-994-4

Den Schriftstellern und Künstlern
des Lamp Arts Program gewidmet

When they said repent repent
I wonder what they meant.

Leonard Cohen, The Future

WONDER VALLEY

p r o l o g

Los Angeles, 2010

Als Bild ist es schön – ein joggender Mann, über seiner einen Schulter die San Gabriel Mountains, über der anderen der Anstieg des Hollywood Freeway, der zum Bogen über den Pasadena Freeway ansetzt. Sein Oberkörper ist nackt, unter der gebräunten Haut spielen Schwimmermuskeln, die Arme pumpen im Takt zum Eins-Zwei der Füße. Man könnte ihn direkt beneiden.

Sieben Uhr früh, und im Stadtzentrum staut sich schon der Verkehr, kommt zum Erliegen, während Autos fünf Fahrspuren zu queren versuchen, sich so stockend vorwärtsarbeiten, dass ihr Vorankommen mit dem Auge kaum wahrnehmbar ist. Vom Pasadena Freeway her fädeln sie sich auf den Hollywood oder den Santa Ana Freeway ein, und das dauert. Nur er bewegt sich frei, läuft entgegen dem Pendlerfluss zwischen den eingekeilten Autos hindurch.

Die Fahrer hinter ihren Lenkrädern starren ihn an, kurzzeitig abgelenkt von ihrem Gefummel mit den Radiosendern, dem Make-up, das sie im Rückspiegel auflegen, den Telefonaten mit Freunden an der Ostküste, deren Tag schon voll ausgeformt ist. Sie sind extra früh aufgebrochen, um dem

Stoßverkehr zu entrinnen, diesem fatalen Ausgebremstsein am Morgen. Sie haben alles durchgerechnet, die Dauer ihres Wegs nach der Formel veranschlagt: Strecke durch Geschwindigkeit. Dennoch stehen sie nun Stoßstange an Stoßstange. Für diese Stadt der Autofahrer ist der Mann eine Ohrfeige.

Er läuft unberührt von all den Opfern, die diese Pendler zu Hunderten gebracht haben, um pünktlich im Stau festzustecken – das Frühstück ausgefallen, die Kinder nicht mehr gesehen, der Ehemann allein daheim im Bett, die Nacht viel zu kurz, der Tankstellenkaffee eine dünne Plörre, die Fahrgemeinschaft ein Quell des Verdrusses, dazu der entgangene Schlaf, die eilige Dusche, die Kleider von gestern, das Make-up von gestern.

Er ignoriert die Autofahrer, die in ihre klimatisierten Wagen eingekapselt sind, gefangen im ersten Nachrichtenzyklus und der Leier von *Radio Top 40*. Er zieht vorbei an den kleinen Verzweiflungen des Morgens, den schon im Keim angelegten Problemen, der Sehnsucht danach, anderswo zu sein, egal wo, nur nicht hier, heute und morgen und all die anderen Tage, die verklumpen zu einem stadtweiten Gewirr von Freeways und gesperrten Fahrspuren und Staumeldungen – ein ganzes Dasein, verengt aufs Stop-and-go.

Sein Blick ist gelöst, ein Marathonläufer auf halber Strecke, aufs Ziel fokussiert und noch nicht überwältigt von der Entfernung. Er läuft unangestrengt. Aber die Frau in dem verbeulten Cabrio wird später sagen, er hätte ganz klar irgendetwas genommen. Der Mann mit dem frisierten Hatchback wird erzählen, dass er *mega high* war, *die volle Dröhnung, total durchgeknallt, ey*. Ein paar junge Mädchen in einem SUV weit über ihre Verhältnisse, die ihn kaum wahrgenommen haben, werden berichten, dass er aussah *wie ein Superheld, aber keiner von den coolen*.

Der Tag ist von einem unbestimmten, wetterlosen Grau. Die Sonne verspätet sich wie alles andere an diesem Morgen. Über den Bungalows von West Adams und Pico-Union, südlich der 10, hat die Luft eine apokalyptische Trübheit. Die Farbe übler Entwicklungen oder ihres Nachspiels.

Die Stadt, an die man immer denkt, erstreckt sich im Westen, jenseits der wuchernden Ausländerviertel, wo Koreaner Seite an Seite mit Salvadorianern leben, Armenier Rücken an Rücken mit Thais. Sie beginnt bei den langen Boulevards mit den klingenden Namen, die gesäumt sind von altmodischen Kinos, abgehalfterten Tropenmotels und Restaurants mit livrierten Türstehern, und endet, wo die Straßen in den Strand auslaufen. Aber hier in dem Einschnitt, den sich die 110 durchs Zentrum gräbt, ist diese andere Stadt kaum eine Erinnerung. Hier gibt es nur die Blechlawine der Autos und die spiegelnden Flächen verglaster Wolkenkratzer.

Der Läufer müsste eine Acht-Minuten-Meile hinlegen, schätzt der Mann am Steuer eines SUV, der verschlafen hat und deshalb auf seine Joggingrunde verzichten musste. Ihm fehlt die frühmorgendliche Tour durch Beverlywood, das leere Schweigen des Vororts, wo er Sackgassen bis an ihr Ende folgt, in die Wohnzimmer dunkler Häuser späht, während das Pedometer seine Schritte mitzählt, Kalorien und Strecken aufzeichnet, bis das Ritual des Morgens abgeschlossen ist. Was mag ihm alles entgangen sein?, fragt er sich – Kojoten, die im Morgengrauen heimwärts schleichen, ein schief in einer Einfahrt geparktes Auto, dessen Fahrer wohl ein paar Drinks zu viel hatte, ein schlafender Mann im bläulichen Schein seines Fernsehers, ein Mädchen, das zur elterlichen Hintertür hineinhuscht, vor einem fremden Gartentor abgestellte Plastiktüten mit leergetrunkenen Schnaps-

flaschen darin. Während dieser gestohlenen Stunden, bevor seine Frau und die Kinder ihn in Beschlag nehmen, meint er einen Blick in die verborgene Seele seines Viertels zu tun, meint hinter den Fassaden der Bungalows, den getrimmten Rasenflächen austauschbarer Vorgärten heimliche Unzufriedenheiten zu entdecken.

Niemand spornt ihn an bei dieser frühen Laufrunde, niemand bekommt seine keuchenden Atemzüge auf der sechsten Meile mit, den heroischen Triumph über seine erlahmende Willenskraft. Während er den Läufer zwischen den stehenden Autos hindurchsteuern sieht, spürt dieser Fahrer die Lahmheit in seinen Beinen nach dem alkoholreichen Vorabend gleich doppelt.

Er möchte die Stunde zurückholen, um die er sich selbst betrogen hat, indem er sich vorhin im Bett, statt in die Laufschuhe zu steigen, lieber noch einmal umgedreht hat, ehe die Pflicht endgültig rief. Ohne das Laufen wird der heutige Tag den Pendlern in ihren Wagen gehören, dem Team, das in der Arbeit auf ihn wartet, und nun diesem hemdlosen Jogger, der an den Autos auf der 110 vorbeizieht.

Er lässt das Fenster herunter und reckt sich hinaus, um dem Jogger nachzuschauen. Der Mann läuft gut – Oberkörper aufrecht, Schultern locker, Hände nicht zu Fäusten geballt. Der Fahrer wölbt die Hand um den Mund zu einem anfeuernden Ruf. Dann sieht er, dass der Jogger nackt ist. Rasch taucht er zurück ins Wageninnere, fährt das Fenster hoch und nimmt sein Handy zur Hand, geht über zum nächsten Punkt auf der Tagesordnung.

Die Schnellstraßen sind immer für ein Spektakel gut. Dieses Jahr hat schon eine unentdeckte Rockband die 101 zwischen

Sunset und Hollywood Boulevard abgeriegelt, um auf der Ladefläche eines Pritschenwagens ein Konzert zu geben, auf der 5 sind aus einem stehenden Kombi drei Pudel entwischt, die sich zwischen Burbank und Los Feliz Boulevard ein Wettrennen lieferten, und auf der 405 Richtung Norden hat sich eine verlorene Ladung Zwiebeln über alle vier Spuren verteilt. Es gab zwei Autoverfolgungsjagden, die mit Schüssen und lodernden Flammen endeten, und auf der 10 kurz vor dem Flugplatz von Santa Monica musste eine Propellermaschine notlanden. Immer wieder legen hier das Unerwartete, das Bizarre und das Tragische den Verkehr lahm und vereinen die Blicke der Stadt auf sich.

Doch auch die, die feststecken, wollen in der Geschichte vorkommen. Sie wollen ihr Erlebnis im Radio gemeldet hören, wollen hautnah dabei gewesen sein, anstatt abgeschlagen hinten im Stau. Schon jetzt formen diese Pendler den Anblick des nackten Joggers zu einer Anekdote um, die sie erzählen werden, wenn sie endlich angekommen sind, bereiten sie für ihre Zuhörerschaft auf, schmücken ihren eigenen Anteil daran aus, kehren das Empörende, das Verrückte oder das Bewegende daran hervor, je nachdem.

Ein Hubschrauber steigt über die Bürotürme im Zentrum auf und steht über der Gabelung 101/110. Er verweilt kurz über dem Läufer, bevor er nach rechts abschwengt und einen Kreis über der Kreuzung dreht. Das an- und abschwellende Knattern des Propellers trägt zusätzlich bei zu der angespannten Stimmung des Morgens, ein aggressives Geräusch, das weit Bedrohlicheres suggeriert als einen Mann, der durch den Verkehr joggt.

Zwei Autos blockieren sich gegenseitig – das eine will auf die Überholspur wechseln, das andere sie verlassen. Der Läufer

setzt über die dicht an dicht stehenden Stoßstangen hinweg; »Scheißperverser«, schallt es hinter ihm her.

Eine Frau hält ihrer Tochter die Augen zu. Eine andere lässt die Hand mit dem Lippenstift sinken und dreht den Kopf, um seinen Hintern zu bewundern, während der Läufer weitertrabt Richtung Süden. Die Leute lehnen sich aus den Fenstern, halten Smartphones hoch, machen Videos, die hoffentlich massenweise Klicks bekommen werden.

Der Mann, der sich um seine Laufrunde gebracht hat, ruft seine Frau an. Es ist eine Reflexhandlung, gedankenlos ausgeführt. Sein Handy steckt in seiner Hemdtasche, auf Lautsprecher geschaltet. Als seine Frau abhebt, sagt er nichts, lauscht stattdessen den Morgengeräuschen seiner Familie. »Tony? Tony?«, sagt sie. »Tony!« *Pling*, macht die Mikrowelle, dann klappert ein Teller auf der Granitplatte. »Tony, deine Tasche ruft mich an.« Er hört die Mikrowelle aufgehen. »Anthony, deine Tasche ruft mich an. Schon wieder«, sagt sie, obwohl sie beide wissen, dass auf seinem Telefon kein früherer Anruf verzeichnet sein wird. Er fasst in die Tasche, unterbricht die Verbindung. Er schaltet auf Parken und dehnt seine Wadenmuskeln.

Rings um ihn nesteln die Leute an ihren Radios herum, suchen nach der Story zu ihrer Verspätung. Sie recken die Hälse nach dem Hubschrauber, beobachten sein enges Kreisen, versuchen zu sehen, ob es die Presse ist oder die Polizei.

Die ersten Radiodurchsagen sind wenig informativ, Teil einer wachsenden Liste von Staumeldungen im Stadtgebiet. Ein liegen gebliebenes Fahrzeug in der rechten Spur der 710 Nähe Artesia Boulevard. Ein Unfall auf der 5 Richtung Norden Höhe Colorado Boulevard. *Auf der 110 durch die Innenstadt zwischen Fourth und Hill Street Stillstand; hier kommt Ihnen ein Jogger*

entgegen. Auf der 101 Richtung Süden zähflüssiger Verkehr am Cahuenga Pass. Auf der 405 fünfzehn Minuten Fahrzeit zwischen Getty Drive Center und der 10. Nichts Ausführlicheres. Keine Erklärung. Eine Tatsache unter vielen.

Ren fährt nicht gern, er hat spät angefangen und ist nie warm damit geworden. Er hat keinen Führerschein, von einem Auto ganz zu schweigen. Weshalb dieses hier heiße Ware ist, frisch geklaut aus einer Seitenstraße der Mateo Street. Ren setzt darauf, dass das Universum einen Ausgleich schaffen wird.

Nicht, dass er es für sich tut, er will ja keine Spritztour machen oder den Honda zu einer Ramschwerkstatt bringen und die Teile versilbern. Er braucht ihn nur ganz kurz, zwei Stunden maximal, um Wort zu halten und mit Laila zum Meer zu fahren. Dann wird er den Wagen irgendwo abstellen, wo die Bullen ihn ohne einen Kratzer wiederfinden, so als hätte die Karre sich ganz von selbst auf die Socken gemacht.

Aber der Stau war nicht eingeplant. Beim ersten Sirenenjaulen schwitzen seine Handflächen, und sein Herz wummert im Gleichtakt mit den Propellern. *Keine gute Tat* – das weiß er auch selbst!

Sein Instinkt befiehlt Ren zu türmen, den Honda stehen zu lassen, sich zwischen den Autos durchzuschlängeln, über die Leitplanke zu setzen und im Straßengeflecht der Innenstadt unterzutauchen. Aber Familie ist Familie, und er kann sich bestens Lailas Ton vorstellen, wenn er abhaut: *Kann nicht ein gottverdammtes Versprechen halten, egal wie einfach. Sagt, wir fahren zum Strand, und kaum wird's brenzlich, macht er die Biege.*

Er schaut auf die Zeitanzeige am Armaturenbrett. Keine halbe Stunde, seit er den Accord kurzgeschlossen hat.

»Alles gut«, sagt er zum Rückspiegel.

Ren lebt nicht im L.A. der Autos, sondern an einem Ort, wo die Menschen zu Fuß gehen, kriechen, humpeln. Wo sie auf die Straße hinausstolpern und vom Bordstein torkeln. Wo niemand ein Haus hat und erst recht niemand einen Wagen. Einem Ort, wo zu viele Besitztümer nur Probleme machen.

Schau sie dir an, diese Leute in ihren Wagen, die überquellen von Sachen: Rücksitze vollgehäuft mit Ersatzkleidung und Notfallsnacks, und unter den Sitzen so viel verlorenes Zeug, dass es für ein ganzes Leben reichen würde. Kabel zum Aufladen der Geräte, die beim Fahren verboten sind. Fernschirmschirme an der Rückseite der Sitze. Alles nur dazu da, sie abzulenken vom Hier und Jetzt. Ren wischt sich die Handflächen an der Jeans ab. Er drückt an den Knöpfen herum, stellt das Gebläse von ganz heiß auf ganz kalt, ein komplettes Wettersystem im Drehen eines Rädchens.

In den Autos vor ihm fahren die Leute ihre Fenster runter, beugen sich heraus, um auf etwas zu schauen, das den Freeway entlangkommt. Ren lässt den Gurt an, das Fenster zu, die Augen auf der digitalen Radioanzeige – ein Pendler unter vielen, der die Zeit absitzt, bis er erlöst wird. Er ist wie du oder ich, fingert an Knöpfen und Schaltern herum, sucht nach einer Kombination von Temperatur und Musik, die diesen Moment schneller vergehen lässt. Vor lauter Konzentration aufs Nicht-auffallen verpasst er um ein Haar die Show: einen nackten Jogger, der den stehenden Autos entgegenkommt. Ren blickt gerade noch rechtzeitig auf, um ihn von vorn zu sehen. Er kennt den Läufer, ein weißes Gesicht im Panorama der Skid Row. Nicht direkt zu dem Viertel gehörig, aber zu seinem Umfeld. Ehe Ren das Fenster herunterlassen, sich dem Jogger bemerkbar machen, ihm Zuflucht bieten kann, ist er zwischen zwei Lastern verschwunden.

Der Läufer passiert die Ausfahrt Sixth Street und wechselt auf die Überholspur. Dann flankt er über die Mittelplanke, sodass er jetzt mit dem Verkehr läuft, die 110 hinab Richtung Süden. Er hält Schritt mit dem stetigen Strom von Autos, die auf die Ausfahrt zur 10 zurollen. Aber hinter ihm gehen die Fahrer vom Gas, bremsen, trauen sich nicht recht an ihm vorbei.

Scheißkerl.

Zieh dir erst mal was an!

Sag mal, tickst du noch?

Geiler Arsch.

In den Lokalnachrichten tauchen die ersten Bilder auf, der Läufer ein beiger Strich in den grauen Straßen von Downtown L. A.

Der Verkehr Richtung Norden staut sich inzwischen bis zu der Rampe, wo die 110 von der 10 abzweigt und nach Westen führt, vorbei an Hoover, Western, Arlington, stockt schon ein Stück vor Crenshaw, weshalb auch niemand mehr auf die Abbiegespur kommt. Bald werden sie bis nach La Brea stehen.

Ein Mann mit Tattoos bis zur Schulter hinauf, der in einem gelben Mercedes Diesel auf der 10 ostwärts fährt, auf dem Heimweg von der Party nach der Party, schaut einem zweiten Helikopter nach, der Richtung Zentrum fliegt. Hören kann er ihn nicht, aber er sieht ihn über dem Freeway Kreise ziehen wie ein Raubvogel. Der Anblick erinnert ihn an die Wüstenranch, wo er seine Jugend verbracht hat, an die Bussarde, die über dem Land seiner Eltern Jagd auf Kaninchen und Mäuse machten, an die Schatten ihrer ausgespannten Flügel, die so lautlos über Sand und Strauchwerk glitten. Ihm graute immer schon vor dem Moment, wenn sie zuschlugen, mit vorgereckten

Fängen herabstießen, sodass ihre Schatten rasend schnell größer wurden, ihre Flügel raschelnd wie zerreiender Stoff.

Der Fuß rutscht ihm von der Bremse, und er führt auf den Wagen vor ihm auf; ein Stau im Stau, während er und der andere Fahrer sich zum Seitenstreifen hinbermanvriert, um Daten auszutauschen.

Das Telefonklingeln in seiner Hemdtasche schreckt Tony auf. »Hast du das mitgekriegt?«, fragt seine Frau. »Irgend so ein Psychopath rennt die 110 entlang. Nackt. Wer macht so was? In der Stoßzeit?« Aus der Gegenrichtung hört er einen Streifenwagen heranjaulen, sich seinen Weg durch den Verkehr bahnen, der in Erwartung des drohenden Staus im Schnecken-tempo dahinkriecht.

»Tony? Hast du ihn gesehen?«

»Ja, hab ich.«

»Und?«

»Er lief da.«

»Und sonst nichts?«

Tag für Tag dieselbe Strecke. ber die breiten Boulevards zur 10 West. Die 10 West zur 110 Nord durch Downtown. Die 110 Nord zur 5 Nord bis nach Burbank, während sein Wagen durch Viertel hindurch oder an ihnen entlang oder über sie hinwegfhrt, deren Namen er nur halb weiß, deren Straßen ihm nichts sagen. Eine Stadt, gedankenlos durchquert.

»Tony? Du solltest deine Türen verriegeln. Das haben sie in den Nachrichten gesagt.«

Von Fernseher zu Fernseher, Computerbildschirm zu Computerbildschirm wird der Jogger die Stadt erobern. Er wird in Wohnzimmern auftauchen, auf Arbeitsplatten in Kchen. Die Leute werden ihn joggen sehen, während sie auf dem Lauf-

band die Kalorien des Vorabends verbrennen. Er wird auf Smartphones aufpoppen, sein Weg durch die Stadt zu Handtellergröße geschrumpft.

»Hast du deine Türen verriegelt? Man weiß nie, was passiert.«

»Ich verriegle meine Türen nicht.«

Es macht ihn irritiert, hier im Stau zu stecken, während der Läufer sich frei bewegt, nicht im Transit begriffen, sondern Teil der Stadt, Teil des Geschehens.

»Was denkst du, wann du heimkommst?«

Der Läufer verlässt den Freeway und erklimmt die Böschung gleich nach der Seventh Street. Nur wenige Autofahrer sehen ihn den Hang mit seinen abgasverseuchten Bäumchen hochtraben und einen Bogen um die kümmerlichen Büsche schlagen, die eine knallbunte Wohnanlage im mediterranen Stil abschirmen. Er kommt auf der Bixel Street heraus, hält einen Moment inne, bevor er auf die Seventh zurückschwenkt und ihr nach Westen folgt.

Langsam bleibt das Zentrum hinter ihm zurück, weicht dem Niemandsland von Klinikbauten, freudlosen Mietshäusern und Schnellrestaurants. Er läuft an Geschäftsleuten in protzigen Schlitten vorbei, die unterwegs zu den gläsernen Türmen des Bankenviertels sind, an Lieferwagen auf der Rückfahrt zum Lager, Radfahrern, die sich zwischen den ständig stoppenden Bussen durchfädeln.

Es ist eine seltsame Zuschauermenge, durch die er joggt: Billigarbeiter auf dem Weg zur Frühschicht, Obdachlose von der Skid Row eine gute Meile weiter östlich, Krankenhauspersonal – MTAs und müde Schwestern – frisch von der Nachtschicht, Bewohner der wenigen auffälligen Häuser, Illegale, die

auf einen Job im Baumarkt hoffen. Denen, die ihn hier sehen, kommt der Läufer wie eine Erscheinung vor.

Sie jagen ihn im Helikopter, über die Wilshire Street weiter zum Park, der Polizeihubschrauber mit minimalem Vorsprung vor den Nachrichtenleuten. *Auf der 110 im Innenstadtbereich nach wie vor Stillstand. Der Auffahrunfall auf der 10 blockiert nicht mehr die Fabrbahn. Fahrzeit über den Pass zwanzig Minuten. Auf der 5 Richtung Süden stockender Verkehr zwischen der 710 und der 605. Achtung auf der 105: Auf Höhe des Flughafens liegt eine Matratze auf der rechten Fahrspur.*

Tony sieht die beiden Hubschrauber nach Westen abschwanken. Er schnallt sich ab und stößt die Tür auf. Er hievt sich aus seinem Sitz und lässt den Schlüssel stecken. Die Aufwärmübungen schenkt er sich. Er läuft los, folgt dem Kurs des Joggers zwischen den stehenden Fahrzeugen hindurch und weiter in die Straßen der Stadt.

Tony ist ein Ausstattungsfreak: Trailrunning-Schuhe, Barfußschuhe, Energy-Boost-Schuhe, wärmespeichernd im Winter, feuchtigkeitsregulierend im Sommer, iPod, Sportkopfhörer, GPS-Uhr, Kalorienzähler, Herzfrequenzmonitor, Dutzende von Outfits und technischen Mätzchen, um sein Laufen temporeicher zu machen, professioneller, bedeutsamer. Dennoch spürt er bei seinen Morgenrunden ein Ziehen im Quadrizeps, das bis zu den Waden hinunterstrahlt, bis er sich eingelaufen hat. In seiner Hüfte knackst es, und das rechte Knie sticht. Ganz gleich, wie viel er für seine Ausrüstung ausgibt, er fühlt sich nie so gut, wie er sollte.

Aber als er nun in Buttondown-Hemd, Anzughose und Slippers die 110 entlangjoggt, knarzt nichts. Seine Glieder sind locker. Er ist nicht eingekapselt in die Musik aus den Kopfhö-

ren, sondern wird getragen von den Geräuschen der Stadt. Selbst das harte Klappen seiner dünnen Schuhsohlen auf dem Asphalt beschwingt ihn.

Verdammt, noch einer?

Sie können doch nicht Ihr Auto alleinlassen. Sie können doch Ihr Scheißauto nicht alleinlassen!

Ist dir dein Lover abgehauen?

Die Rufe spornen ihn an. Nach der Seventh läuft er die Böschung hoch und dann Richtung Westen. An der Kreuzung Seventh/Lucas Avenue erblickt er eine Ecke weiter den nackten Jogger und setzt die Verfolgung fort.

Der Jogger hat die Ausläufer von Pico-Union erreicht, ein Gewirr aus salvadorianischen und honduranischen Läden, Tauschmärkten und Callcentern. Er läuft bis zur nächsten Kreuzung und schwenkt dort in den MacArthur Park, wo Obdachlose und Leute, die es nicht mehr nach Hause geschafft haben, im Gras hingestreckt liegen wie Leichensäcke.

Auf dem Standstreifen der 10 kommt derweil der Tätowierte in dem alten Mercedes zunehmend ins Schwitzen. Er versucht nachzurechnen, wie viele Stunden sein letzter Drink her ist, versucht, seine Promillezahl abzuschätzen, die Kosten dieses Unfalls zu überschlagen. In seiner Hosentasche vibriert sein Handy so beharrlich, dass ihm schon das Bein kribbelt. Es ist seine Mutter. Er hält das Telefon ans Ohr.

»Das ist dein Bruder.«

»Was?«

»Der Mann in den Nachrichten. Hörst du überhaupt keine Nachrichten? Sie bringen es auf allen Sendern. Er läuft. Auf der 110. Das heißt, jetzt schon nicht mehr. Jetzt ist er irgendwo in der Innenstadt.« Seine Mutter seufzt ins Telefon. »Aber das Beste kommt noch«, sagt sie.

Der Mann fasst das Lenkrad fester und zieht sich ein Stück hoch, verrenkt den Hals Richtung Downtown, als müsste er seinen Bruder durch die Straßen dort rennen sehen.

»Er ist nackt.«

Ren bricht der Schweiß aus, als der Polizeihubschrauber über ihm kreist und zwei Streifenwagen sich hupend und sirenenheulend zwischen den stehenden Autos durchzwängen. Er sagt sich die Wegbeschreibung vor: die 110 bis zur 10, und die bis ans Ende. Kurzer Kontrollblick nach hinten – ist seine Mom noch zugedeckt, liegt sie bequem? Er kann nur hoffen, dass es das erst mal war mit den Bullen. Aber er wird immer hibbeliger, will nichts wie raus aus dem Stau. Cool bleiben, befiehlt er sich. Er kann es sich nicht leisten, aggressiv zu fahren, aufzufallen, selbst in dieser Nullachtfünfzehn-Karre.

»Alles im Griff, Mama«, sagt er. »Alles im Griff.«

Tonys Herz schlägt in schweren Stößen. Er sieht den nackten Läufer in den Park abbiegen. Er sieht ihn einen Bogen um den Teich machen. Tony trabt schräg über die Straße. Er hat den Gehsteig noch nicht erreicht, da kommt hinter ihm quiet-schend ein Polizeiauto zum Stehen, ein zweites holpert über den Bordstein und schneidet ihm den Weg ab.

Tony tänzelt auf der Stelle. Dann bringen die Cops ihn zu Fall.

»Ich hatte ihn fast«, sagt er noch, da schlägt seine Wange auf dem Asphalt auf.

Die Beamten legen ihm Handschellen an, aber er schafft es, den Oberkörper so weit hochzurecken, dass er vor sich den Park sieht.

»Wo ist er?«, fragt er.

Denn der Läufer ist weg. Gerade war er noch da, auf der Ostseite des Teichs, den er gegen den Uhrzeigersinn umrundet hat. Tony könnte es schwören. »Wo ...«, sagt er noch einmal, als die Handschellen zuschnappen.

Er kann zuschauen, wie eine Handvoll Polizisten in den Park stürmen, wie sie sich in zwei Gruppen aufteilen, die von beiden Seiten um den Teich laufen. Durch das Knistern der Funkgeräte hört er die Meldung hereinkommen – der Jogger ist spurlos verschwunden.

Die Augen der Stadt waren auf ihn gerichtet, und dann waren sie es nicht mehr. Ein Waldbrand bedrohte den Malibu State Park. Im *Peninsula Hotel* wurde eine Sängerin tot aufgefunden. Und die Aufmerksamkeit verlagerte sich weiter westwärts, weg von dem nackten Mann auf der 110. Aber er *war* da – Tony und Ren wissen es beide. Und er ist immer noch irgendwo, laufend, nackt. Er wird wieder auftauchen. Er muss. Denn niemand verschwindet für immer. Nicht in Los Angeles. Nicht, während so viele zuschauen.

e i n s

Britt, Twentynine Palms, 2006

Sie konnte vermutlich dankbar sein, dass der Trucker bisher nur auf das schattige Dreieck unter dem Saum ihres Minirocks geschickt hatte, dieses dunkle V am Ansatz der Oberschenkel, auf denen der Schweiß glitzerte. Jetzt spielte seine Hand am Funkgerät herum, deutlich öfter als notwendig. Bald würde es das Handschuhfach sein. Dann ihr Knie.

Britt kannte das. Sie kannte dieses beiläufige Näherrücken von Männerhänden, die schubartigen Vorstöße, von denen ihre Besitzer glaubten, sie fielen nicht auf. Immer die gleiche Masche, ob Tenniscamp, Verbindungsparty, Mannschaftsbus oder Hörsaal. Ihre Hände krochen an ihr herum, als wäre sie zu verpeilt, es zu merken.

Am Straßenrand ein *Circle K*-Markt. Dann ein Schild mit der Warnung NÄCHSTE TANKSTELLE 100 MEILEN. Die Sonne war hinter ihnen untergegangen, und nun fuhren sie auf dem zweispurigen Highway in die hereinbrechende Dunkelheit. Britt reckte den Hals, versuchte, in der dämmrigen Wüste irgendwelche Konturen auszumachen.

Das Funkgerät war auf Mittelwelle gestellt, durch Krachen und Knistern drang viel gutturale Entrüstung. Eine scharfe

Fünf verlorene Seelen, fünf Schicksale, die unter der gnadenlosen Sonne Kaliforniens aufeinanderprallen. Ein grandioses und schockierendes L.A.-Porträt von einer der vielversprechendsten jungen literarischen Stimmen Amerikas.

»Schon jetzt ein klassischer L.A.-Roman.«

Michael Connelly

»Ein atemberaubender kaleidoskopischer Roman.«

Los Angeles Times

ISBN 978-3-86913-994-4



9 783869 139944

e 18,00 (D)
e 18,90 (A)

www.arsvivendi.com